

Die Ameise

„Nimmer strebe zum Ganzen!
Und kannst Du selber kein Ganzes werden,
Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!“

Organ des Gewerksvereins der Porzellan-, Glas- u. verwandten Arbeiter.

Erscheint jeden Freitag.
Vierteljährlicher Abonnementspreis 1 Mark für 1 Exemplar, jedes weitere bis zu 5 Exempl. direkt unter einer Adresse bezogen 75 Pf. = 45 Kr. Oesterr. Währ.

Expedition: S. Alte Jacobstr. 64. bei J. Bey. Alle Postanstalten und Zeitungs-Expeditoren nehmen Bestellungen an.

Herausgegeben unter Mitwirkung der Vereins-Vorstände und Mitglieder vom

General-Rath.

Insertionsgebühr für die gewöhnliche Zeile 20 Pf. = 12 Kr. Oesterr. Währ. — Arbeitsmarkt 15 Pf. = 9 Kr. Oesterr. Währ.

Für Zusendung v. Offerten unter Schiffe durch die Redaktion resp. Expedition werden 25 Pf. = 15 Kr. Oesterr. Währ. als Vergütung erhoben.

Redakteur: Georg Venz, NW. Stromstraße 48.

Nr. 43.

Berlin, den 24. Oktober 1879.

Sechster Jahrgang.

Arbeit, Feierabend und Ruhetag.

(Schluß.)

Wie oft aber sollen wir einen Ruhetag feiern? Die tausendjährige Gewohnheit vieler Völker spricht sich für jeden siebenten Tag aus. Sie beruht jedenfalls auf dem Wechsel des Mondes, dieses allsichtbaren und allverständlichen himmlischen Kalenders, der, älter und von mehr Leuten studirt als irgend ein sinkender Votum, doch nie dem Stempel unterworfen war, der mit der Sonne unsre Zeit regelt, und uns alle sieben Tage ein ander Antlitz zeigt. Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Die Zahl sieben spielt überhaupt in unserm Leben eine merkwürdige Rolle. Sieben Stunden Schlaf täglich genügen. Bis zu sieben Jahren sind wir bloß Kinder, dann werden wir Knaben und Mädchen. Mit zweimal sieben Jahren werden wir confirmirt, aus der Schule entlassen, Jünglinge und Jungfrauen; mit einundzwanzig Jahren großjährig, und so geht's weiter. Man sagt, daß der Mensch sich alle sieben Jahre ändere, und mit siebenzig Jahren tritt dann gewöhnlich die große Veränderung ein, welche wir Tod nennen. Fassen wir alles zusammen, so klingt's nicht gar unwahrscheinlich, daß es zweckmäßig sei, gerade von sieben Tage auch einen der Ruhe zu weihen.

Man hat einmal die Wochen sogar länger machen wollen. Auf diese Schrulle verfielen einst die Franzosen. Es war zur Zeit der großen französischen Revolution. Damals richteten sie, um alles nach ihrem sonst sehr verständigen Zehnteilungs-Verfahren (Decimalsystem) zu regeln, auch zehntägige Wochen ein. Aber wie unerträglich lang wurden diese der seufzenden Kreatur! Wie ungern ließ Mensch und Vieh den lieben Sonntag so ungefeiert vorbeiziehen! Wie trüg kam der sogenannte Decadi heran! Nicht alle gehorchten, wenn sie sich auch äußerlich fügen mußten, dem verkehrten neuen Gesetz; manche hielten den Sonntag nach wie vor im Stillen. Uebrigens kamen die Pariser Machthaber bald wieder zur Besinnung: sie setzten den lieben Gott wieder ein, und den Sonntag auch, und Alt und Jung athmete freudig auf.

Es scheint demnach, daß sechs Arbeitstage hintereinander die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig sind. An Sitten und Gebräuchen, die, an und für sich schon nicht unvernünftig, noch dazu durch die längste Erfahrung als gut und zweckmäßig erprobt sind, soll man ohnehin nicht leichtfertig rütteln. Wir bleiben also dabei, jeder siebente Tag ist ein Ruhetag.

Nun fragt sich noch, wie soll der Ruhetag gefeiert werden?

Die Pharisäer und noch heutzutage die strengen Juden antworten: durch Ruhe. Aber sie verstehen nicht nur die Enthaltung von der gewöhnlichen Berufsarbeit darunter. Um den Buchstaben des Gesetzes recht genau zu erfüllen, haben sie sich eine Menge von Einzelsvorschriften gemacht: sie dürfen sich am Schabbes weder Licht noch Feuer eigenhändig anzünden, nicht schreiben (und wenn's nur eine Quittung wäre, nur die zwei Wörtlein: „dankend erhalten,“ aber Geld annehmen dürfen sie zum Glück, das scheint ihnen keine Arbeit, sondern schon mehr Vergnügen zu sein), sie dürfen nur eine kleine Strecke zu Fuß gehen u. s. w. Ernste Christen, viele Engländer z. B., folgen ihnen darin nach: der Mann nimmt am Sonntag kein Werkzeug, die Frau keinen Strickstrumpf, das Kind kein Spielzeug zur Hand, kein Saitenspiel und kein frohes Lied erschallt, sie gehen in die Kirche und lesen in der Bibel und im Gebetbuch. So haben sie mit großem Fleiß und scharfem Nachdenken aus der Quelle der Erquickung auch eine Menge Unbehagen, ängstlicher Sorge, selbstgemachten Dünkels und trostloser Langeweile herauszulocken gewußt. Dennoch wollen wir nicht über sie spotten. Alles nicht unbedingt Schlechte, wozu sich Nebenmenschen durch ihr Gewissen gedrungen fühlen, soll uns im gewissen Sinne heilig sein. Wir wollen sie in ihrem Glauben nicht irre machen, wir wollen uns aber auch unsere Freiheit nicht rauben noch verkümmern und unsern schönen Sonntag nicht durch Menschenfesseln verunstalten lassen.

Wir wollen im Gegentheil den Sonntag, statt uns an ihm zu ärgern, so feiern, daß Leib und Leben auf's Beste und Nachhaltigste dadurch erquickt und gestärkt werden. Diesen allgemeinen Satz in seiner Anwendung auf die verschiedenen Stände und Menschen auszuführen, ist bei der Mannichfaltigkeit unserer Verhältnisse natürlich unmöglich. Jeder Einzelne muß eben seinen eigenen Verstand und sein Gewissen zu Rathe ziehen. Ich begnüge mich, an einem einzigen Beispiel zu entwickeln, wie ich mir die Sache denke, und wähle einen in der Woche schwer arbeitenden Familienwater aus dem Volke dazu.

Bekannt ist das Späßchen: Was muß der Soldat thun, wenn er aufsteht? Antwort: Er muß Abends vorher sein Gewehr gehörig gepuzt haben. Nehulich möchte ich auf die Frage: Wie feiert der Arbeiter seinen Sonntag am Besten? erwidern: Er muß sich sämtliche sechs Werkeltage hindurch rechtschaffen darauf gefreut und am Sonntabend nach Kräften darauf vorbereitet haben. Dann schläft er sich einmal gehörig aus und gönnt den fleißigen Gliedern eine Stunde länger Ruhe, falls ihn nicht ein besonders

schöner Morgen früh in's Freie lockt. Endlich steht er in aller Beschaulichkeit auf. Er badet, oder wäscht doch einmal den ganzen Körper, und zieht ein reines Hemd an und frische Socken. Das thut gut. Auch bessere Kleider, das hebt das Festgefühl, ehrt den Tag und erhöht seine Wirkung. Nun tritt er in die Wohnstube, das Frühstück wartet schon, heut' kann er es, vielleicht seit sechs Tagen zum ersten Mal, in Ruhe mit seiner Familie genießen, und wenn er vorher die schmierigen Hände faltet und sein Büblein ein kurzes Gebet sprechen heißt, so ist's erst recht sonntäglich. Dann schmeckt's ihm und den Kindern, und die Frau bedient sie flink und leicht und sieht mit leuchtenden Blicken ihren Leistungen zu und denkt, was jene in meiner Vaterstadt einmal wirklich aussprach: „Eßt! Trinkt! O, ich hab' euch so lieb, ich möcht es euch wohl in den Leib hineintreten!“ Dann stopft sich der Vater eine Pfeife, fragt, was die Kinder in der Woche gelernt haben, sieht ein Schreibbuch oder ein Zeichenheft an oder überhört das Einmaleins, einen Spruch, ein Lied. Aber da wird der Kleinste eifersüchtig und krabbelt mit einem zerbrochenen Spielzeug hervor, der Vater muß ihn auf den Schooß nehmen und den Schaden wieder ausbessern, und wenn er dabei seilt, daß einem ein Schauer über den Rücken läuft, und hämmert, daß die Scheiben dröhnen — schadet nichts, die Engel im Himmel hören's gern. Doch schon läutet es, und es ist ein feiner und löblicher Brauch, zur Kirche zu gehen. Man hört dort gute und tröstliche Worte. Aber die Predigt allein ist noch lange nicht Alles. Schon die Stätte selbst weckt merkwürdige Erinnerungen und Gedanken. Dann thut einem nach dem Streit und der Zerfahrenheit der Welt die Gemeinsamkeit wohl. Alt und Jung, Reich und Arm singen einträchtig dasselbe Lied und gewöhnlich gleichmäßig falsch, wie mächtig der Kantor auch mit allen Registern dreinsturmt — doch auch das schadet nichts; auf die Noten kommt's weniger an, wenn das Herz nur rein ist. Der Mittag bringt einen weißgedeckten Tisch und in Kreise der Familie ein Mahl, reichlicher und besser als in der Woche. Das nächste halbe Stündchen ladet vielleicht zu einem kurzen, dem Arbeiter so süßen Schlummer ein, und dann geht's hinaus, zur Sommerzeit wenigstens, in den Garten, oder mit Weib und Kind über Feld, in den Wald, auf ein benachbartes Dorf. Doch auch im Winter und bei schlechtem Wetter tritt keine Langeweile ein. Jede leichte und unschuldige, zur Erholung dienende Beschäftigung ist wohl angebracht. Der Vater ergreift die Feder und schreibt einmal, froh, die Kunst noch nicht ganz verlernt zu haben, einen Brief. Er nimmt die Zeitung oder ein gutes Buch zur Hand. Er besucht einen kranken Freund und tröstet ihn, einen gesunden Nachbarn und plaudert bei Bier und Tabak über Welt und Gemeinde-Händel mit ihm. Er geht vielleicht, mögen die Engstherzigen auch die Achseln zucken, in ein Wirthshaus. Aber er kommt zeitig und als ausländiger Mann wieder heraus, sonst behielten die Splitterrichter ja doch noch Recht, ist frohlich mit den Seinen zu Nacht, legt sich früh nieder und erwacht gestärkt und erquickt zum neuen Wochenwerk.

Sollte aber ein Feuer ausbrechen am Sonntag, ein Ueberchwemmung drohen, ein Ertrinkender zu retten, ein Verwundeter zum Arzt zu bringen sein, so heißt sich kein Verständiger auf den Buchstaben: Ruhetag, er greift frohlich mit beiden Händen an. Werke der Noth und der Liebe sind erlaubt, ja geboten, hat doch auch Jesus Kranke geheilt und die Jünger Lehren ausraufen lassen am Sabbath.

Die Sonntagsfeier ist und wird im Einzelnen je nach Alter, Stand und Verhältnissen der Menschen überall verschieden sein. — Die Hauptsachen werden dagegen immer gleich bleiben: Enthaltung von der gewöhnlichen harten Arbeit, schöneres und auch äußerlich besseres Leben, stillerem Genuß der Erdengüter mit dankbarem Aufblick zum Himmel verbunden, ein Ruhetag, der dem Leib wie der Seele Sammlung und neue Kraft gewährt.

So ungefähr sollte es sein. Aber fragen wir uns: ist es so? Nein, leider ist es nicht so. Bei vielen Vornehmen ist der Sonntag dem Werktag fast völlig gleich, bei manchem wohlhabenden Bürger nur durch besseres Leben und größere Zerstreung ausgezeichnet, bei vielen Arbeitern theils ein Tag des Frohdienstes und theils der Betäubung und Völlerei.

Die Schuld liegt an Verschiedenem, an dem Faulenzer, der immer geniesst, an dem Habgüchtigen, der stets erwerben will, an den Pharisäern, die jede weltliche Freude, an ihren Widersachern, die jede geistliche Freude am Sonntag verfluchen möchten; an den harten Herren, die ihre Untergebenen zur Arbeit zwingen, an den unverschämten Arbeitern, die durch Ueberstunden ein paar

Groschen zum Schlemmen verdienen wollen, an der Mehrzahl von uns thörichten und verkehrten Menschen liegt die Schuld.

Aber die Strafe, der Schaden ist nicht ausgeblieben. Ein Sprichwort sagt: „Wo Gott eine Kirche baut, gleich setzt der Teufel ein Wirthshaus daneben.“ Es paßt in gewissem Sinne auch hier. Weil wir uns den Sonntag haben verflummern lassen, ist flugs sein Feindbild, der blaue Montag, diese traurige Folge des Mißbrauchs der Sonntagsruhe, erfunden worden. Und der sieht recht häßlich aus. Wer seinen Sonntag, statt ihn zur Erholung von den Anstrengungen der verflorenen Woche und zur Stärkung für die Mühen der kommenden Woche zu benutzen, in Wirthshäusern mit Trinken hinbringt, der wird am Montag nicht zur Arbeit aufgelegt, sondern vom Katzenjammer geplagt sein, den die Meisten nur durch neues Trinken, bis das Geld mal endlich ein Ende nimmt, loswerden zu können glauben. Die den blauen Montag feiern, finden keine Anregung zu etwas Höherem, sondern nur den beschämenden Gegensatz zwischen sich und den ehrbaren Leuten, keine wahre Freude, sondern nur rohe, betäubende Schwelgerei, keinen Segen und neuen Kraftvorrath für die folgenden Werkeltage, sondern leibliche und geistige Erschlaffung und Verdrossenheit. Weib und Kinder des wüsten BlauMontagsmannes bebten vor dem bösen Tage, verständige Arbeitgeber seufzen, der Menschenfreund erschrickt vor dem ungeheuren Schaden, den Sittlichkeit, der Rechner vor dem, welchen der Volks- Wohlstand erleidet, und die überklugen Leute, denen ein Ruhetag zu viel war, die vom Sonntag etwas abzwacken mußten, sehen mit Entsetzen, daß sie jetzt anderthalb bis zwei Tage wöchentlich verlieren. So verwandelt Menschenthorheit den Segen in Fluch.

Früher bestehende Gesetze verboten die Feter des sogenannten blauen Montags und bedrohten die Uebertretung mit Strafe. Diese Verbote sind jetzt aufgehoben. Jeder Erwachsene soll selbst wissen, wann er zu arbeiten und wann er zu feiern hat. Das Gesetz kann Vernunft und Gewissen nicht ersetzen. Aber was die Regierung thun kann, das ist, mit gutem Beispiel vorzugehen, und ihren eigenen Untergebenen die Sonntagsfeier so wenig wie möglich zu verflummern. Post- und Eisenbahn- und Telegraphenverkehr lassen sich in unserer Zeit nicht gut jemals ganz unterbrechen, wohl aber läßt sich auch ihren Dienern mindestens abwechselnd alle vierzehn Tage ein ganz freier Tag oder alle Woche ein halbfreier Tag und vielleicht noch mehr einräumen. Dafür zu sorgen, ist der vorgesetzten Behörde Ehrenpflicht, und Post- und Bankverwaltung z. B. haben sich derselben auch schon erinnert.

Sagt hiergegen nicht: eine allgemeine Feter ist ja doch unmöglich; der Arzt und der Apotheker, der Pfarrer und der Soldat im Feld, der Wirth und der Seemann, die Gütten- und Glasarbeiter können nicht Sonntag halten. Manche von ihnen können es in gewisser Art doch, wenn der gute Wille nur da ist. Und müssen einige wirklich ebenso scharf wie in der Woche arbeiten, so ist diese Folge unserer verschlungenen Verhältnisse schlimm genug. Sie entschuldigt aber die große Mehrzahl der Glücklicheren nicht. Wir können Gott sei Dank den schönen Sonntag feiern, würdig, voll und ganz, und wohl uns, wenn wir selbst es thun und auch nach Kräften unseren Dienstleuten, Gehilfen und Schülern dieu verhelfen. Wer einem Untergebenen ohne Noth einen Theil des Sonntags entwendet, der ist ein ebenso schlimmer Dieb, wie der, welcher der Armuth ihre paar Groschen stiehlt.

Ein Nebel, das sich Jahre lang so tief eingefressen hat, wie die Entweihung und Verfekerung des Sonntags, wird nicht rasch und nicht auf einmal geheilt. Hoffen wir aber, das dies mit der Zeit geschieht, thun wir Jeder unser Theil dazu und die Früchte werden nicht ausbleiben.

Das Porzellan von Limoges.

Im Jahre 1758 entdeckte der Graf Bancas-Lautagnais das erste Kaolinlager in Frankreich, welches zwar nur ein mittelmäßiges Material, immerhin aber eine Sorte Porzellanerde lieferte, aus welcher ein gewisser Legay zu Paris eine Anzahl bemerkenswerthe Stücke mit Reliefs und Decorationen anfertigte. Sieben Jahre später fand der Chemiker Guettard, welcher in dem Experimentalkabinet des Herzogs von Orleans arbeitete, das Kaolinlager von Mençon und stellte aus diesem Stoffe ein hartes Porzellan her, welches er am 13. November 1765 der Akademie der Wissenschaften präsentierte. Indessen waren diese Arbeiten nicht vollkommener als die ersteren und entstand in der Folge ein heftiger Streit zwischen beiden Parteien über die Ehre der Erfindung.

Madame Pompadour, welche damals Alles beherrschte, hatte in ganz Frankreich eine wirklich Manie für Porzellan hervorgerufen, an welcher alle Großen des Reiches sowie Koryphäen der Wissenschaft participirten. Sicher aber wäre durch die hohe und höchste Protektion die Porzellanfrage niemals erledigt worden, wenn nicht um dieselbe Zeit endlich ein wirklich vorzügliches Kaolinlager in Frankreich entdeckt worden wäre. Es war im Jahre 1765, als die Frau eines kleinen Chirurgen, Namens Darnet, in St. Yrieix bei Limoges in einer Schlucht eine weiße fette Erde fand und sammelte, da ihr dieselbe zur Reinigung der Leinwand sehr geeignet schien; ihr Mann aber, überrascht von der schönen Weiße des Stoffes, vermuthete sofort, daß hier der vielgesuchte Thon gefunden sei und brachte ihn zu dem Apotheker Villaris in Bordeaux, welcher denselben für echte Kaolinerde erklärte. Man beeilte sich nun, Proben davon nach der Manufaktur von Sevres zu bringen, wo dieselben dem Chemiker Macquer übergeben wurden. Dieser kam im August 1765 zur örtlichen Inspektion und stellte später eine Reihe von Versuchen an, deren Resultate er im Juni 1769 der Akademie der Wissenschaften unterbreitete. Es war diesmal wirklich Kaolin erster Qualität und damit war auch das harte französische Porzellan geschaffen, dessen erste vollendete Typen bald darauf dem Urtheile des Publikums unterworfen wurden. Noch heute wird im keramischen Museum von Sevres eine kleine Bacchusfigur aufbewahrt, welche der Chemiker Macquer aus der ersten Kaolinprobe von Limoges gefertigt hatte.

Die Akademie der Wissenschaften hatte gleich dem Publikum über das neue Porzellan ein günstiges Urtheil gefällt und ging daher die kgl. Manufaktur von Sevres ihrer Bestimmung gemäß ernstlich daran, den neuen Stoff künstlerisch zu bearbeiten und seiner Qualität gemäß zu verwerthen. Aber das Limousin hatte damals Turgot als Intendanten, welcher seiner Provinz diese Quelle des Reichthums erhalten wollte und daher die Gründung einer Porzellanmanufaktur zu Limoges unter der Direktion von Massiet, Frellet und Fourneyras veranlaßte. Die Autorisation ist vom 30. Dezember 1773 datirt. Da es in dieser Zeit der Privilegien unmöglich war, ohne prinzipale Patronage zu existiren, so verschaffte man sich die des Grafen von Artois, welcher schon mehrere Fabriken von Weichporzellan protegirte. Die Fabrikation wurde hier gleich so installiert, wie sie noch heute betrieben wird. Aus dem Kaolin, der heute 14–15 Frs. pro Kilo kostet, machte man einen Teig (Pâte), welchen der Dreher modellirte, z. B. in Tellerform. Der Teller wird nun in einer Muffel leicht gebrannt, um denselben eine gewisse Konsistenz zu geben. Dann kommt derselbe in ein Bad von fein gemahlenem und angerührtem Feldspath und darauf in den Ofen, welcher bis zu 1800° erhitzt wird. Der Feldspath wird hier flüssig, verglast sich und dringt derart in die Kaolinmasse ein, daß das Stück ein durchsichtiges Ansehen erhält, wie es eben dieses Porzellan charakterisirt. Dieser Stoff wird also gewissermaßen zu künstlichem Stein, ungleich solider als Fayence oder Weichporzellan, undurchdringlich für Säuren zc., welche den Fayencestoff imprägniren und demselben mit der Zeit einen üblen Geruch mittheilen, endlich unverletzbar durch Messer und unangreifbar durch Säuren. Die Manufaktur von Limoges prosperirte in kurzer Zeit so sehr, daß sie am 15. Mai 1780 vom Könige angekauft wurde, mit der Bestimmung als Succursale von Sevres zu dienen. Eine große Anzahl von Stücken aus dieser Epoche, welche das Zeichen von Sevres tragen, sind dort nur decorirt worden, während sie in Wirklichkeit von Limoges stammen.

Nachdem die Fabrik von Limoges in dieser Kombination noch ca. 10 Jahre als königliches Eigenthum (unter den Direktoren Grellet und Allnaud) bestanden, wurde sie von dem Revolutions-Gouverneur veräußert, welches die Industrie gänzlich emancipirte und somit der Konkurrenz freie Bahn brach. Daher entstanden bald noch andere Etablissements in Limoges selbst und dessen Umgebung, darunter die hervorragendste die von Baignol in Seynie bei St. Yrieix. Während des ersten Kaiserreiches und der Restauration genoß Limoges in aller Ruhe das Monopol, welches ihm den Alleinbesitz des Kaolins zusicherte, ohne aber Anstrengungen zu machen, seine Fabrikation auszudehnen, und erst unter der Juliregierung begann die Limousiner Industrie aus ihrem langen Schlafe zu erwachen. Im Jahre 1840 zählte man hier nur 4 bis 5 Fabriken von einiger Bedeutung (Allnaud, Baignol, Montastier, Bouyat zc.), fast alle im Besitz und Leitung der Nachkommen der ursprünglichen Gründer. Aus diesen Fabriken ging fast ausschließlich Weichporzellan hervor, Stücke, welche decorirt werden sollten, wurden nach Paris geschickt und Limoges fabricirte höchstens schwerfällige Blättervergoldung und einige Dessins blauer

Kornblumen. Dabei waren die Formen ewig dieselben und ohne alle Eleganz, kaum daß man sich dazu aufschwang, Theeservice als Novität in Eierform, Zuckerschalen oder Vasen in bauchiger Gestalt und gezierte Füße im Stile des ersten Kaiserreiches darzustellen.

Schluß folgt.

Feuilleton.

Keramische Studien.

V.

Die französische Fayence, zu deren Besprechung wir nun übergehen, steht hinsichtlich des Geschmacks in der Ornamentirung von Gebrauchsgegenständen, namentlich des Tafelgeschirrs, oben an und übertrifft selbst darin oft, vor Allem in den Rouener Erzeugnissen, das Delster Geschirr, weil bei diesem die Motive mehr ausschließlich den Chinesen entnommen sind, wohingegen die Rouener Fayencen der besten Zeit in Zeichnung und Farbe mehr ursprünglich französisch sind, also Originaleres darbieten. Wenn Frankreich eine hervorragende Rolle durch seinen guten Geschmack in der Verzierungsmalerei in Anspruch nehmen kann, obschon weniger da, wo es sich um das naturgemäße Decor der Blumen handelt, so ist es früher in der Thonbildnerei und in der mehr decorativen Malerei auf solchen Gegenständen hinter Italien und Deutschland weit zurückgeblieben. In diesen Fächern hat es nur sehr wenig aufzuweisen. Die eingelegten sogenannten Henri II.-Waaren, fälschlich dem Verwalter Charpentier und dem Schreiber Bernard zu Diron bei Tours zugeschriebene sowie verschiedene ebenso fälschlich Bernard Palissy beige-messene glasilte Thongebilde, welche in der Normandie an mehreren Orten angefertigt worden sind, vertreten alles derartige in der französischen Keramik. Uebrigens gehören beide nicht zu den Fayencen, da beide nur mit bleihaltiger durchsichtiger Glasur versehen und die Henri II.-Waaren außerdem noch mit durch Halbsäuren gefärbter Erde nivellirt sind, ein Verfahren, welches schon bei uns in fränkischer Zeit bekannt war. (S. die Urnen der Funde zu Samberg.)

Da übrigens die eigentliche Fayencefabrikation in Frankreich viel später als in Deutschland, Italien und Holland angefangen und nur an wenigen Orten dauernden Bestand gehabt hat, so ist es fast unthunlich, dieselbe in genau begrenzte Schulen einzutheilen, um so mehr, da italienisches, deutsches und holländisches Tafelgeschirr in der Bemalung so viel und oft gleichzeitig im Norden und im Süden Frankreichs, manchmal von denselben Arbeitern und Malern, nachgeahmt worden ist. Wertweise, Farbgebung des Schmelzes und Stil in Form und Decor bieten zu oft wenig Anhaltspunkte. Nur das Neversische und Rouensche, sowie ein Theil des Montierschen Geschirrs, besonders das der ältesten und künstlerischen Epochen, bieten sichere Zeichen zur Erkennung, obschon auch hier, zwar mittelbar nur, mehr holländische Fayencen, chinesische Motive in Ueberfluß benutzt worden sind. Von dem Erscheinen dieser beschmelzten Geschirre in Frankreich hatten die deutschen Töpferschulen schon Nachahmer in der Normandie, an den Ufern der Loire und der Charente gefunden, wo man, aber erst vom Ende des 16., wenn nicht vom Anfange des 17. Jahrhunderts an bis zum Anfange des 18., die mit Bleiglasur überzogenen Waaren, besonders in und um Mauerbe, Noron u. a. Orten angefertigte, welche immer noch in Frankreich, sowie von den Nachbetern im Auslande Bernard Palissy zugeschrieben werden, obschon dieser schon im 16. Jahrhundert das Zeitliche gesegnet und nie derartiges anzufertigen verstanden hat. (S. S. 559–578 in der Encyclopédie Ceramique etc. des Verfassers.) Auch Wilhelm Dupré und Clerici haben im 17. Jahrhundert solche sogenannte Palissy-Waare angefertigt. Der Feierspieler, das Kind auf dem Delphin, ein anderes Kind mit Sünden, im Souvre, sind Arbeiten dieser Töpfer, jedoch immer noch Palissy zugeschrieben, trotz der Trachten vom 17. Jahrhundert. Im Louvre kann man selbst Heinrich IV. mit seinen Kindern spielend als Palissy-Waare bewundern!

Die einzige thunliche Eintheilung dieser Erzeugnisse ist, vier Hauptklassen anzunehmen.

Eingelegte und gefornete Töpferarbeiten mit Bildnerei unter durchsichtiger Bleiglasur (Henri II.- und sogenannte Palissy-Waaren).

Fayencen von Nevers und von dessen Schulen.

Fayencen von Rouen und von dessen Schulen.

Fayencen mit Muffel und Neverser-Decorations aus dem

Norden (Elsass, Lothringen u. s. w.) und aus dem Süden (Mar-
seille und theilweise Moustier)

Die erste Fayence, noch ganz in Majolikenart auf dunkel-
gelbem Grunde ist in Nevers 1602 von einem Edelmann aus
Savona, Namens Conrad, angefertigt worden. Der zweite Zeit-
abschnitt (1640) bekundet den Einfluß persischer (weiß auf schön
persisch blau), sowie etwas später, holländischer Vorbilder (diese
weiß, violett und lila auf weißem Grunde).

Nouen, wo, wie schon erwähnt, das Geschmacksvollste von
allen solchen französischen Geschir angefertigt worden ist, hatte
seine erste Fayence-Fabrik 1640. Die ältesten Exemplare davon
sind in einfarbig blau auf weißem Grunde bemalt und oft mit
Familienwappen geschmückt.

Im Jahre 1836 erst ward vom Baron Bourgoing, früheren
Gesandten zu München († 1866) die berühmte Fabrik der „Fa-
ience à émail ombrant“ d. h. Fayence mit schattirenden Schmelz-
zen, zu Nibelles bei Melun errichtet, welche aber schon 1858 ein-
gegangen ist und deren Erzeugnisse, heut von allen Museen und
Sammlern gesucht, wieder in Saargemünd und von Minton in
England nachgeahmt werden.

Baron Bourgoing hatte das System der Porzellan-Lithophan-
ien der Berliner Manufaktur hier für undurchscheinende Thon-
maaren angewandt, wo durch dicke Schmelzlagen die Schatten und
durch dünne Schmelzlagen die Licht-Effekte hervorgebracht wurden.
Auch Marmor und besonders braunen Agath nachahmendes Ge-
schir, wie das früher zu Apt und Aiguon fabrizirte, ist in Ni-
belles angefertigt worden.

Kleine Fachzeitung.

Gemalte Ornamente auf mattem Glase. Von S. Rich. Brune
in Bonn. Der Verfasser, welcher auf dem Malertage zu Köln eine mit durch-
sichtigen Ornamenten bemalte matte Glasscheibe ausstellte, hatte die Freund-
lichkeit, sein Verfahren zum allgemeinen Besten mitzutheilen. Er bemerkt da-
bei, daß mit seinem Verfahren die sehr kostspieligen geätzten Glasscheiben recht
tauschend und mit wenig Mühe nachgeahmt werden können, auch daß er der-
artige Scheibendecorationen seit längerer Zeit angewendet und recht schöne
Resultate erzielt habe. Das Verfahren bei Herstellung solcher Scheiben ist fol-
gendes: Auf mattgeschliffenes Glas wird, und zwar auf die geschliffene Seite,
nachdem man die Zeichnung auf die Rückseite aufgepaßt hat, mit gutem,
hellen Copalharz die Contour der Zeichnung mit möglichst feinen Linien an-
gelegt. Alsdann füllt man den Grund der Verzierung vollständig mit demselben
Firnis aus, was recht rasch und ohne Unterbrechung geschehen muß, um
die bei dem raschen Antrocknen des Firnis leicht entstehenden Ansätze zu ver-
meiden, aus letzterem Grunde ist es nöthig, daß man die Zeichnung vollstän-
dig contourirt, bevor man mit dem Ausfüllen der Contourlinien beginnt. Ist
letzteres fertig, so male man die Lichter auf die Verzierungen mit einer Mi-
schung von demselben Firnis mit einem Drittheil von in Terpentinöl gelöstem
weißen Wachs. Durch Hinzusetzen von mehr oder weniger Wachs erhält man
mehr oder weniger grelle Lichter und man kann auf diese Weise zwei oder
mehr Lichter anbringen und genau die Wirkung von geätzten Glasscheiben er-
zielen. Die Dauerhaftigkeit hängt von der Güte des verwendeten Firnis ab,
welcher, weil auf die rauhe Seite des Glases gebracht, außerordentlich fest
haftet und das Abwaschen mit klarem Wasser mindestens ebenso gut verträgt,
wie irgend ein anderer gestrichelter Gegenstand. Es ist selbstverständlich, daß
die betreffenden Scheiben nur für Innendecoration zu verwenden sind, und
zwar vorzugsweise für Wandfangthüren, Oberlichter u. dgl. m.

(Gewerbeblatt.)

**Verwendung der Manganlage der Chloralkalifabriken in
der Glasindustrie.** Die bei der Entwiklung von Chlor behufs der Fabri-
kation von Chloralkali zurückbleibende Manganlage, welche der chemische Fabri-
kant oft unbenutzt abgibt, kann der Glasfabrikant sich sehr nutzbar machen; er
kann nämlich ein Produkt daraus herstellen, das gewöhnlichen Braunstein voll-
ständig ersetzt; denn es enthält außer Braunstein nur noch Kalk. Da nun
aber der Kalk für die Glasfabrikation durchaus nicht schädlich ist, und das
entstandene Produkt keine andere Verunreinigung, namentlich kein Eisen, wel-
ches die calcinierende Kraft des Braunsteines sehr beeinträchtigt, enthält, so
kann der Ersatzung des billigen Abfalles in die Glasindustrie kein Hinder-
niß entgegenstehen. Die gelbe, saure Saure, wie dieselbe abfließt, gießt man
in einen geräumigen Holzbock, so daß derselbe etwa zu $\frac{1}{2}$ davon angefüllt
wird, und gießt sodann gestampften, ungebrannten Kalk hinein. Die Flüssigkeit
fangt an zu kochen und zu schäumen, die Kohlensäure des Kalkes entweicht,
und der Kalk u. löst sich theilweise auf, unter Bildung von Chlorcalcium.
Sobald das Brausen aufhört und auch durch erneute Zugabe von Kalkstein-
pulver nicht mehr vor neuem auftritt, überläßt man die Flüssigkeit der Ruhe.
Es bedarf nun noch und nach ein bräunlicher, eisenhaltiger Schlamm von der
oberen Schicht abzusaugen, eisenhaltigen Flüssigkeit und setzt sich zu Boden.
In einem zweiten Holzbock bringt man nun eine Quantität zu Pulver gelösten
Kalk und gießt sodann so viel von der eben bereiteten klaren, hellrothen Man-
ganlösung unter Umrühren dazu, bis ein dickflüssiger Brei entstanden ist.
Dieser dickflüssige Brei hat die Eigenschaft, sich an der Oberfläche rasch zu
häuten. Entwirft man denselben auf einen trocknen Rezeßstein, so geht die
Haut rasch nach unten und bringt nach und nach bis ins Innere vor,
und in kurzer Zeit hat man eine Masse, welche durch und durch dunkelbraun
ist. Diese Masse ist das Mangankalk-Brei ein brauch-
bares Produkt zu erhalten, trocknet man ihn vollständig aus und calcinirt
ihn kurze Zeit, bis die dunkelbraune Farbe sich entfernt hat. Man braucht

nun die braune Masse zu zerreiben, vollständig mit Wasser auszuwaschen und
wieder zu trocknen, um ein ganz gutes Braunstein-Surrogat zu erhalten.
(Bayrisches Industrie- und Gewerbeblatt.)

Ver eins-Nachrichten.

§ **Rudolstadt.** Protokollauszug der Ortsversammlung
vom 27. September 1879. Dieselbe wurde 8 $\frac{3}{4}$ Uhr durch den Vor-
sitzenden in Anwesenheit von 85 Mitgliedern eröffnet und sofort in die Tages-
ordnung eingetreten. Dieselbe lautet: 1) Beantwortung des Formulars über
unverschuldete Arbeitslosigkeit. 2) Mittheilung. 3) Besprechung über Errich-
tung eines Unterstützungsfonds bei Arbeitslosigkeit. 4) Fragekasten. 5) Ein-
zahlung der Beiträge. Bei Punkt 1 ergab sich eine theilweise Arbeitslosigkeit
bei 7 Mitgliedern von circa 60 Befragten. Punkt 2. Der Ausschuß verliest
mehrere Auszüge aus dem Berichte der praktischen Commission, welche von
der Versammlung mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Punkt 3. Nach
längerer Discussion erlangte der Beschluß der praktischen Commission, daß
die Unterstützungsstaffe bei Arbeitslosigkeit eine „Verbandskasse“ werden müsse,
auch bei und die Anerkennung der Majorität. Zu Punkt 4 liegt nichts vor.
Zu Punkt 5 erfolgt die Einzahlung der Beiträge und hierauf Schluß der
Versammlung. In der Versammlung der örtlichen Verwaltungs-
stelle erfolgte nur Einzahlung der Beiträge und alsdann Schluß um 11 Uhr.

Paul Henkel, Schriftführer.

§ **Fürstberg.** Protokoll der Ortsversammlung vom 27.
September 1879. Die Versammlung wird um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr durch den Vor-
sitzenden Hrn. Koloff in Anwesenheit von 17 Mitgliedern eröffnet. Zunächst
wurde das Protokoll letzterer Versammlung verlesen und genehmigt und als-
dann zur Ausfüllung des Formulars betreffs der Arbeitslosigkeit geschritten.
Dieses wurde erledigt und hierauf zu Punkt 2 der Tagesordnung übergegan-
gen, Discussion über die Frage der Unterstützung bei Arbeitslosigkeit in un-
serm Gewerbeverein. Hierüber wurde lange verhandelt, ohne daß es zu einem
Resultat kam. Hr. Nagel hob hervor, daß er nicht dagegen aber auch durch-
aus nicht dafür sei, indem wir jetzt bei dieser schlechten Zeit doch genug zu
zahlen hätten und die Mitglieder froh sind, wenn sie das Geld immer haben,
was sie jetzt bezahlen müssen. Redner stellte den Antrag, daß wir eine bessere
Zeit abwarteten, auch stellte derselbe den Antrag, eine Commission von 7
Männern zu bilden, um die Sache auszuarbeiten und der nächsten Ortsversam-
mlung vorzulegen; hierzu wurden gewählt die Herren: Nagel, Preis, Muff,
Kasse, Koloff, Gusemann und Kleinschmidt. Alsdann erfolgte Schluß der Ver-
sammlung um 10 Uhr.

H. Koloff, Schriftführer.

§ **Bonn-Poppelsdorf.** Protokollauszug der Ortsversam-
lung vom 4. October 1879. Die Versammlung ward vom Vorsitzenden
Hrn. Scranowik um 8 $\frac{3}{4}$ Uhr in Anwesenheit von 20 Mitgliedern eröffnet.
Die Tagesordnung enthält folgende Punkte: 1) Innere Angelegenheiten. 2)
Anträge und Beschwerden. 3) Entrichtung der Wochenbeiträge. Punkt 1,
Hr. Scranowik meldet der Versammlung, daß die Vorlage der praktischen
Commission vorliege, und spricht Hr. S. die Hoffnung aus, daß die nächste
Versammlung zahlreich besucht sei, um die Vorlage vorzulesen und darüber zu
debattiren. Ferner liest das Mitglied Hr. Dankhof einen Vortrag vor, und
folgte die Versammlung diesem mit vielem Interesse, auch erbotet sich Hr.
Dankhof, in der nächsten Versammlung ein Gleiches zu thun. Angemeldet
wurden 2 Mitglieder. Punkt 2. Eine Beschwerde liegt insofern vor, daß
Mitglieder, welche bei ihrer Anmeldung und Aufnahme stets zugegen sein
sollen, diesem nicht nachgekommen sind, und werden die Mitglieder ersucht,
dieses den Neuzutretenden mitzutheilen. Ein Mitglied wird wegen restirender
Beiträge, laut Beschluß der Versammlung, ausgeschlossen. Nachdem Punkt 3
erledigt, wird die Versammlung um 10 $\frac{3}{4}$ Uhr geschlossen.

P. Häusler, Schriftf.

§ **Eisenberg.** Protokollauszug der Ortsversammlung
vom 4. October 1879. Die Versammlung wurde vom stellvertretenden
Vorsitzenden Hrn. Werner um 8 Uhr eröffnet, anwesend waren 20 Mit-
glieder. Nach Verlesen des Protokolls letzter Versammlung wurde zur Tages-
ordnung geschritten. Punkt 1. Zahlen der Beiträge wurde erledigt. Punkt 2.
Von der Neuwahl eines Vorsitzenden wurde Abstand genommen, weil doch im
Dezember Neuwahl stattfindet. Bei Punkt 3. Anträge und Beschwerden, wurde
beschlossen, die Restanten nochmals zu erinnern, widrigenfalls, wenn sie bis
zur nächsten Versammlung ihren Pflichten nicht nachkommen, sie der Mitglieder-
schaft verlustig werden. Punkt 4. Aufnahme neuer Mitglieder. Angemeldet
und dem Generalrath empfohlen wurden: Karl Schwarzer, Heinrich Schwarzer,
Karl Jüngling, Karl Lehmann, Georg Prell, Adam Wagner, Joseph Helm,
Friedrich Hertel und alsdann die Versammlung geschlossen.

E. Werner, Schriftf.

Anzeigen.

Glas- und Blechmaler

finden Stellung bei

(1,00)

Dold & Hottich
in Furtwangen,
(badischer Schwarzwald)

Zur Beachtung!

Unter Hinweis auf die in voriger Nummer befindlichen
Anzeigen mache ich hierdurch nochmals darauf aufmerksam, daß
Anträge für die Generalversammlung sowohl der Kran-
tenkasse als des Gewerbevereins bis spätestens den 15. No-
vember an mich einzusenden sind.

Georg Lenz, Hauptschriftf.